

Die Gretchenfrage: „Nun sag, wie hast du's mit der Religion?“

Von einem, der auszog, um glauben zu lernen.

von Alfred Gassner

Wer die Gretchenfrage stellt, macht die Nagelprobe. Selbst verunsichert will er/sie vom Gegenüber etwas ganz genau wissen und macht von der Antwort seine Entscheidung abhängig. Ausreden gelten nicht. In Goethes Gretchenfrage geht es um das Phänomen des Glaubens in seiner äußeren und inneren Struktur. Gerade darüber wussten Goethes Zeitgenossen und wissen wir nur sehr wenig. Goethe lässt am Ende des Dramas Faust ausweichend antworten: „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube“. Dieser Aphorismus nach dem Motto: „Schön war's, wenn...“ trifft mitten in den Schattenkern unserer kath. Glaubenskrise. Auch Faust weiß nicht, warum ihm der Zugang zum Glauben versperrt ist.

1. Wie wird man „gläubig“? Eine schrittweise Annäherung an das Glaubensgeschehen.

1. Auch Faust hatte wohl die Hoffnung, dass es irgendwo ein höchstes Wesen gibt, das ihn liebt. „Glaube“ ist Sinnsuche danach. Diese verlangt abstrakt nach einer substantiellen Beziehung zwischen einem virtuellen Absender und einer konkreten Person. Sie unterstellt die konkrete Existenz des höchsten Wesens, von dem wir nur einen Namen (Gott) haben, sonst aber nichts wissen. Gott schickt uns eine Botschaft und erhofft sich von uns die Mitarbeit bei der Lösung eines Problems, das er allein nicht bewältigen kann, weil die Umstände einfach so liegen. Er fordert nicht nur unsere gelegentliche Mitwirkung, sondern ist dauerhaft auf unser ganzes Engagement aus. Daher wirbt er um uns eindringlich mit dem Ziel, eine ständige Verbindung im Charakter eines Vorvertrags mit ihm zu begründen. Gott geht es um eine dauerhafte Beziehung zum gegenseitigen Nutzen, nicht um Kontrolle über uns, aber um eine Art Rahmenvereinbarung mit Absichtserklärungen und Anpassungsklauseln ohne strikte Bindungswirkung. Die Verbindung soll für beide Seiten Optionen eröffnen. Franz Kafka -Eine kaiserliche Botschaft, in: Die Erzählungen, Frankfurt am Main 1961 S. 143 ff.- erklärt dichterisch unübertrefflich, worum es beim „glauben“ geht.

Lassen wir uns (aus welchen Motiven auch immer) auf das göttliche „Angebot“ ein, begleitet und navigiert uns der „Glaube“ ständig auf Schleichwegen durch das Leben. Der Weg folgt eigenen, uns unbekanntem Vorgaben, die wir allein nicht im Griff haben. Er kann konstruktiv, aber auch verstörend und zerstörend wirken, gleichzeitig Nähe und Distanz bedeuten. Er ist nicht statisch, immer im Fluss, kaum greifbar, Einigungsmängel beim Vertragsabschluss sind unverkennbar möglich. Wir haben den „Glauben“ gelegentlich im Mangel, dann wieder im Überfluss. Er (und seine von ihm angestrebte sittliche Haltung) ist unser wichtigster Lebensordnungsfaktor. Unsere Moralität ändert sich aber ständig, wir laufen ihr immer nach oder voraus und erreichen sie doch nie in letzter Vollgültigkeit. Offensichtlich ist aber, nicht nur wir bedürfen der Liebe Gottes, sondern Gott umgekehrt unserer Liebe. Das Treueverhältnis begründet also Verpflichtungen und Ansprüche auf beiden Seiten.

Zum Glaubensakt gehört unverkennbar auch der Versuch des (göttlichen) Absenders, dem (menschlichen) Adressaten eine kanonisierte Grundwahrheit zu übermitteln, um ihn mit der Forderung nach einem Mentalitätswandel herauszufordern. Wir werden von

Gott zwanglos aufgefordert, uns seine Botschaft durch die Änderung unserer Moralität zu eigen zu machen. Der Gott erscheint nicht persönlich beim Empfänger, er schickt seine Botschaft in Form eines Leserbriefes, den Offenbarungstexten, die sein Werben wertfrei übermitteln sollen. Wir dürfen seine Botschaft in ihrer ganzen Weite auskosten, ohne sie zu überdehnen. Die Botschaft mag uns auch deswegen verwirren, weil wir nicht wissen, ob Gott damit unabdingbare Forderungen an uns stellt oder eine Idealvorstellung, die nicht immer erfüllt werden kann, meint. Sie trifft uns, die wir möglicherweise bisher einem ganz anderen Sendungsbewusstsein gefolgt sind, in unserem jeweiligen kulturellen Zeitgeschehen, in dem wir beheimatet sind.

Erst im Laufe der kontinuierlichen Kommunikation entsteht allmählich eine vertraute Beziehung, die ohne Kodifizierung auskommt, subjektiv und pluralistisch geprägt ist (keiner glaubt wie der andere, und der Versuch zu glauben kann auch im praktischen oder theoretischen Atheismus enden). Alles an diesem Austausch ist realistisch aber nicht vorbestimmt, es bewegt sich nicht nur auf der intellektuellen Ebene, sondern tief in der Gefühlswelt und im Unterbewussten und immer über die eigenen Grenzen des Empfängers hinaus. Es gibt keine propagandistische Eindeutigkeit, jeder kann ablehnen, aussteigen, mitmachen oder dabeibleiben, es gibt keinen garantierten Erfolg.

2. Wenn wir „glauben“, ist nicht nur die schließlich gefundene „Wahrheit“, sondern vor allem die Suche für den Erfolg entscheidend. Von Gott her sind wir individuell zum „glauben“ aufgefordert, was ja nur bedeuten kann, dass wir offizielle Grenzen überschreiten und lernen müssen, wenn sich die Botschaft im konkreten Fall als lückenhaft oder nicht alltagstauglich erweist. Es werden uns dauernd unterschiedliche Wahrheiten angetragen, obwohl es per Definition ja nur eine geben kann. Also wählen wir aus und entscheiden uns für eine „bestimmte Wahrheit“ (von der wir nicht wissen, ob sie die richtige ist) und schließen damit subjektiv alle „anderen Wahrheiten“ kategorisch aus. Insgesamt ist das Glaubensgeschehen in der Welt, ihrer kulturellen und sozialen, regionalen Verhältnissen, beheimatet. Deren Ordnungsmächte und unsere Einbindung in diese bestimmen mit darüber, was und wie wir glauben. Wir bleiben auch nicht immer bei dem, was wir glauben. Der Glaube muss sich ständig in der Welt bewähren und hat neben seiner religiösen Identität auch eine soziale und kulturelle, die wir gern behaupten, aus der wir aber auch immer wieder ausbrechen möchten. Deswegen sind Sternstunden in der Gott-Mensch-Beziehung eine Rarität.

3. Der „Glaube“ als Ergebnis dieses Geschehens ist nicht mit „Wissen“ gleichzusetzen. Wer „glaubt“ sucht seine persönliche Identität auf unbekanntem Gelände; ab und zu gibt es Zeichen von Schlüssigkeit, nie aber Fakten. Glaube formt eine prinzipielle Überzeugung entsprechend seinem Naturell des Suchenden, er kümmert sich nicht um die Einhaltung fester Formen, Methoden, stützt sich auf Sachverhaltsinformationen und Botschaften, die ihm in seinen persönlichen Erfahrungen schon vorliegen oder von außen angetragen werden. Es geht um Schlüssigkeit, nicht um Beweise, diese kann allerdings nur eintreten, wenn wir unseren Glauben auch in freier Weise „praktizieren“ können. „Wissenschaft“ dagegen beruht auf Studium, exakter Überprüfung und Messung von Fakten; sie will es endgültig wissen. Wer wissenschaftlich forscht, muss seine persönlichen Vorlieben hintanstellen, er verwendet selbst gemachte Erfahrungen oder solche aus fremden Quellen, misst, vergleicht und bestätigt oder widerlegt Ergebnisse wertfrei, bis der Beweis gelungen ist. Glauben und Wissen können daher schon wegen ihrer unterschiedlichen Herkunft und Zielsetzungen nicht deckungsgleich gemacht werden. Beide Kategorien bewegen sich auf unsicherem Boden, wenn sie je für sich behaupten, sie allein könnten die Welt oder deren Sinn endgültig klären, denn ihre Ergebnisse können

immer angezweifelt werden und unterliegen generell dem Verfall. Trotzdem tun viele Vertreter der Religion oder der Wissenschaft so, als hätten sie die alleinige Erkenntnis-hoheit. Statt die Sinnfrage hermeneutisch anzugehen, werden auf beiden Seiten Eitel-keiten gepflegt, deren Eigenergebnisse dann von der Gegenseite mit „trefflichen“ Argu-menten wieder durchkreuzt werden.

4. Die Sinnsuche (wenn sie nicht atheistisch angelegt ist) folgt in der Regel einer be-stimmten „Religion“ und diese wiederum organisiert sich institutionell ganz unterschied-lich, im Christentum in verschiedenen „Kirchen“. Hinter beiden Begriffen versteckt sich ein Kollektiv von spezifischen Glaubensüberzeugungen und Organisationen. Jede Reli-gion/Kirche hat ein eigenes Organigramm und ist bestrebt, die eigene Grundwahrheit von anderen Religionen/Kirchen abzugrenzen und so zu kodifizieren, kanonisieren und objektivieren, wie dies in der jeweils eigenen Tradition immer geschah. Der Kodex als Verhaltensregel und Handlungsaufforderung soll administrative und rituelle Vertrautheit mit Gott und untereinander schaffen, allen als Navigationshilfe dienen und die Grund-ordnung bewahren.

Die Stimmung in der Gemeinde ist aber von ihrem Wesen her uneinheitlich. Viele möch-ten zwar „auratisch“ (in einer einheitlichen Überzeugung) glauben, neigen aber trotzdem dazu, ihrem eignen Glauben einen offiziellen Charakter zu verleihen. Auch die Religi-onsweisen tun so, als wüssten sie restlos Bescheid über Gott, als wären sie allein im Besitz der einzigen Wahrheit. Das erzeugt Spannungen, die wiederum die Willkür der offiziellen Schutzgewalten provozieren, die Bußauflagen und Exkommunikationen aus-sprechen. Die Religionsoberen schlagen sich meist auf eine bestimmte Seite, sodass es unausweichlich zu Unterdrückungs- und Auslöschungstendenzen kommt. Die Bosse bestimmen dann allein, was moralisch ist, wann und wie oft z.B. Eheleute miteinander Geschlechtsverkehr haben dürfen (mit/ohne Pille oder Kondom) und regulieren auch sonst einiges, wovon sie nichts verstehen. Sie schließen bei bestimmten Vergehen (Ab-treibung, Geschiedene in Zweitehe) die Absolution von vorneherein aus.

II. Sprich nur, wenn du gefragt wirst!: Christsein in den Fängen des Apparates und des Paternalismus.

1. Was wir im Einzelnen „glauben“ ist das komplexe Ergebnis geheimnisvoller, zeitge-schichtlich, intermedial gebündelter und kosmologischer Transferprozesse, deren Funk-tionen anonym stattfinden, die ihre Geber, Nehmer, Störer und Regulationsmechani-smen nicht kennen, die miteinander konkurrieren. Daraus entstehen viele bunte einzelne Glaubensüberzeugungen, aber auch ein breit angelegter Glaubenssinn aller Glaubenden (vom II. Vatikan Konzil als „Sensus fidelium“ bezeichnet). Dieser wird aber von Re-gulationswut und den Denkmechanismen eines hierarchisch denkenden Priesterappa-rates aufgeputzt und in die Richtung ihrer Lehre abgedrängt. Er unterliegt gravieren-den Schwierigkeiten, weil Positionen aus der höchstpersönlichen Gott-Mensch-Beziehung vom Apparat mit eigenen theologischen Lehraussagen überboten und des-wegen nicht deckungsgleich gemacht werden können. Gespiegelt an den Vorstellungen der Kirche erscheint dann der *Sensus fidelium* dann als häretisch, obwohl er in Wirk-lichkeit eine Verhöhnung aller Freiheiten, die Gott den einzelnen Christen schenkt, dar-stellt.

Unsere Priesterkirche kennt bis heute nur ihre verpflichtende Instruktionslehre (die den Besitz der alleinigen Wahrheit beansprucht und nur die Glaubensvermittlung von oben nach unten kennt). Billigkeitsregelungen sind ihr unbekannt. Sie verkennt, dass die

Evangelien keine steingemeißelten Denkmäler sind, sondern um Gesprächsangebote Gottes an den Einzelnen und die Kirche, die Neuerungen nicht absolut ausschließt. Jedes Abweichen von ihrer Lehre bedeutet für Katholiken Schelte, Buße und eventuelle Exkommunikation. Im Dauerkonflikt erlahmen nicht nur die Beziehung des Einzelnen zur Kirche, sondern auch die unmittelbare Gott-Mensch-Beziehung und das Gefühl, einer intakten Kirchengemeinschaft anzugehören. Wir erleben statt der vollen Freude der Frohbotschaft nur ihre Fragmente und die Globalbestimmung ihrer Inhalte durch den Apparat. Diese Architektur, die weder Gott noch die persönliche Verantwortlichkeit des Menschen für den Glauben ernst nimmt, schützt zwar scheinbar den Bestand der Kirche, hindert die Kirche aber insgesamt daran, über änderungsbedürftige Tabus nachzudenken. Der offizielle Widerstand Roms gegen die Adellung des individuellen Glaubens durch das II. Vatikanum verursacht/e Dunkelheitsphasen und Krisen bei allen Beteiligten. Probleme wurden kleingeredet und zeigten sich zuerst nur an den Außenrändern, ohne dass wir sie sofort bemerken. Erst spät wurde von oben die Krise überhaupt eingeräumt.

2. Wie aber konnte es nur soweit kommen? Aus der Religionsgeschichte wissen wir, dass Menschen in unterschiedlichen Weisen von Anfang an „gläubig“ waren. Es bedurfte keiner ausdrücklichen Offenbarung der Götterwelt, es ging einfach um die Sinnfrage, woher komme ich und wohin gehe ich. Da anfangs Religion immer auch Stammesreligion war und damit jede einzelne in politischer Konkurrenz zu anderen Religionen stand, ist es ganz natürlich, dass sie durch Vermengungen und Trennungen sowohl kriegerisch als auch evolutionär Abspaltungen und Verwandtschaften bewirkten. Glaubensinhalte wurden brüchig, zeitabhängig aber auch reformbedürftig. Sie wurden durch den Lizenzierungsanspruch der Religionsoberen und deren Vormacht ständig aus sich heraus bedroht. Während Orthodoxe den Wandel aufhalten wollten, versuchten Dynamiker möglichst viele Neuerungen in den Blick zu nehmen. Im Streit um den richtigen Weg wurde das Ausgediente zum Dogma erklärt, das wiederum die geistige und administrative Erneuerung hinderte. Die Konsequenz dieser Bedrohungssituation war nicht in der Einwilligung des Einzelnen, sondern Fatalismus. Bei Thomas Mann hat in seinem Roman „Joseph und seine Brüder“ diese Entwicklungen eindrucksvoll beschrieben.

Die Benachteiligung der Frau im Katholizismus ist z. B. eine klerikal genährte Kerbe, welche diese These richtig ins Bild setzt. Die manifeste Unterwertigkeit der Frau, ihre Stellung in Ehe und Familie, ihr Ausschluss vom Priesteramt und das Hervorheben des männlichen Weihestatus lassen sich als historisches Relikt aus der Zeit Jesu nachvollziehen. Die Diskriminierung des weiblichen Geschlechts liegt nicht etwa daran, dass Christus ein Frauenfeind war, sondern hat ihre Wurzeln in der gesellschaftlichen Stellung der Frau in der Antike. Jesus hat nie gesagt, Frauen dürften kein Priesteramt begleiten. Nach den seinerzeit herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen aber wäre die Berufung einer Frau in Führungspositionen einfach undenkbar und kontraproduktiv gewesen. Gegen seinen Willen waren aber die Klerikalen unserer Kirche nie bereit, auf ihre ihnen historisch zugefallenen Privilegien zu verzichten und die Gleichberechtigung der Frau anzuerkennen. Seit Augustinus, dem Erfinder der Zwangsbekehrungen, mussten sich Christen den klerikal verordneten Religionsdiktaten der Priesterkirche unterwerfen. In diesem andauernden Kompetenzgerangel geriet Gott selbst immer mehr in Vergessenheit. Aus der offenbaren Wahrheit wurden viele Unwahrheiten (z. B. die Eliminierung des ursprünglichen Wahlzölibats für Priester oder die Verbannung der Frauen aus dem Weihestatus), weil niemand die männlichen Kleriker daran hindern konnte, das zu tun, was sie meinten. Immer wieder kam es zu erzwungenen Vereinheitlichungstendenzen, auch zu Abspaltungen und Schismen, trotzdem hat die dominante Männerkirche ihre Lehre nie infrage gestellt. Das erste Vatikanische Konzil (1869/1870) ver-

stieg sich später mangels anderer Perspektiven dazu, die Unfehlbarkeit des Papstes und der Bischöfe als Dogma festzuschreiben, entkoppelte die Religion von ihrer Quelle. Von nun an war das Papstamt legal in der Lage, eigene Wahrheiten zu erfinden. Je brüchiger die Bindung des Gottesvolkes an die Kirche wurde, umso schärfer wurden innerkirchlich die Zügel angezogen. Gerade dort, wo es um optimierte und zeitgemäße Glaubensinhalte ging, war die Klerikalkirche schnell bei der Hand, dem Gottesvolk dessen Mitwirkungsrechte aus der Hand zu nehmen. Aus einer wertebasierten Religion wurde eine verordnete Wortlaut- und Vorschriftenreligion.

Die Folgen der Bevormundung zeigen sich auch am aktuellen Zustand unserer Kirche, insbesondere am Problem des Priestermangels. Kritische Geister werden erst gar nicht zum Weiheamt zugelassen. Es kommen nur Jungpriester mit elitärem konservativem Kampfgeist, meist vorgeschädigt und schon deformiert, ins Berufsleben. Sie leben nur noch ihre private Gottesbeziehungen, haben meist keine Freunde, sind gesellschaftlich isoliert und wissen aus ihrem Berufungsenthusiasmus heraus wohl gar nicht, dass sie mit ihrer Berufsentscheidung eher ins Gefängnis als in normales Leben gehen. Niemand betreut sie, und wenn etwas schief geht, heißt es: „Wir regeln das intern.“ Die Tragik dieser Zölibatsmanifestation: Die Kirche gerät eskalierend immer mehr in den Ruf, sie werde von arroganten Perfektionisten verwaltet, die nichts vom Leben verstehen.

3. Der „Paternalismus“ und das Bestreben der Religionsbosse, andere wider deren religiösen, sozialen und kulturellen Status zu bevormunden und mit der Drohung des Verlustes des ewigen Lebens an sich zu binden, macht diese zu hilflosen Opfern. Der Paternalismus ist die wichtigste Ursache für den Kontrollverlust über das sich säkularisierende Glaubensgeschehen und für den praktischen und theoretischen Atheismus unserer Tage. Ihn gab es in der Urkirche nicht. Paulus in Römer 8, 31-39 fordert, dass der persönlich gelebte Glaube das Entscheidende in der Gott-Mensch-Beziehung sein soll. Erst im ersten Konzil von Nicäa (um 400 nach Chr.) verließ die Kirche diese Linie. Bis dahin galt die Idee des „kommunikativen Handelns“ aller in der Gemeinde, die sich schon in der antiken Philosophie (Plato/Aristoteles und die Stoa) fand. Moderne Existenzphilosophen wie Martin Heidegger, Karl Jaspers und Hannah Arendt, Walter Jens und Jürgen Habermas haben in der paulinischen Tradition dieses Prinzip weiter entwickelt und dazu beigetragen, die gesellschaftlichen Entwicklungen entscheidend voranzubringen. Doch wird dieses Evangelienverständnis in der Amtskirche begründungslos abgelehnt. Die Klerikalkirche will nicht zur Kenntnis nehmen, dass Ordnung, in welcher Gemeinschaft auch immer, von der bestimmenden und kommunizierenden Verwandtschaft (also vom Gemeinsinn) gekennzeichnet ist und sich daher dialogisch fortlaufend ändert und nicht von oben kommandiert werden kann. Im Wir-Handeln geben die Einzelnen und die Führung zwar je eigene Souveränitäten auf, sie erhalten aber auf föderaler Basis eine neue Identität, die den bisherigen Nulltext an Gemeinsamkeiten überwindet. Diese befähigt sie, gemeinsam verantwortlich mit den Ressourcen der Geschichte umzugehen und darauf basierend im Miteinander die jeweilige Geschichte der Gegenwart auf der Basis der überkommenen Grundwerte zu gestalten. Ein nochmaliger Blick in die Geistes- und Kirchengeschichte bestätigt dies.

Die griechische Tradition in der Zeit Jesu verstand ihre Götterbeziehung nicht so sehr wie heute politisch, sondern eher als Aufruf zur Tugendhaftigkeit (Sokrates). Das jüdisch tradierte Glaubensverständnis beruhte auf einem strengen Kodexdenken, das Ausnahmen von der Norm nur dann kannte, wenn sie im Gesetz selbst erlaubt waren. In der griechischen Denkart wurde Tugend weniger unter dem Aspekt der Ordnungswidrigkeit verstanden, sondern als Lebenshilfe. Den Menschen war gestattet, neues Denken auszuprobieren und sich gegen etablierte Regeln zu stellen. Im dynamischen

System hatten Rechts- und Linkshänder Platz. Über der natürlichen Ordnung stehend gab es eine „kosmische Ordnung“ (die Götterwelt), der alle unterworfen waren. Die Zugangsvoraussetzungen für ein Leben nach dem Tod waren für alle egalierend gleich. Jesus, von Geburt her Jude, war im Judentum voll sozialisiert, dachte aber schon weitgehend in der griechischen Tradition. Und gerade in diesem Normierungsumbruch liegt der Grund, warum Jesus mit dem Judentum politisch in Konflikt geriet und schließlich von den Römern gekreuzigt wurde. Bei allem theologischen Streit um seine göttliche Sendung, sein irdisches Leben endete geschichtlich tragisch, weil sich die jüdische Gesellschaft radikal gegen die Hellenisierung ihrer Verhältnisse stellte und Jesus in ihren Augen als Aussteiger galt.

III. Das Geheimnis einer intakten Kirche ist ein großer Papierkorb für überholte Praktiken

1. Wenn wir (abweichend von der offiziellen Lehre) verstehen, warum Christsein in unterschiedlichen Bandbreiten von der Bibel her erlaubt ist, müssen wir uns mit der Frage auseinandersetzen, wie unter diesen Umständen die Kirche als Religionsgemeinschaft beieinanderbleiben soll. Unsere Kirche befindet sich im Zustand der Selbstauflösung, das bedarf keines Beweises. Es gibt einige hilflose Versuche unseres Papstes Franziskus zur Umkehr, mehr aber nicht.

Jede Gemeinschaft kann kraft ihrer Existenz einvernehmlich unzeitgemäße Ordnungskomponenten aufgeben und durch neue ersetzen. Will sie dauerhaft überleben, muss sie sich dieser Aufgabe sogar stellen. Durch Reformen kann der (überholte) Zustand optimiert und revidiert, entrümpelt werden. Die Gemeinschaftler selbst sind aufgerufen, zu entscheiden, was sie behalten und loslassen wollen. Solange sie dabei die geschlossene Ureinheit und die Identität nicht aufgeben, handeln sie legitim, denn die Veränderung gehört zur geschöpflichen Ordnung. Befohlene oder verweigerter Reformen dagegen stürzen die Gemeinschaft in die Krise. Das Neue, das die Gemeinschaft unter Beibehaltung seiner Wurzeln künftig tragen soll, stellt sich nämlich nur dann ein, wenn die Veränderungen von einer Mehrheit der Mitglieder mitgetragen werden. Dieses Verständnis wiederum kann nur eintreten, wenn die Ideen der Tradition und gemeinsamen Überzeugungen nicht radikal ausgemerzt werden und diese im Hintergrund genealogisch für jene, welche das Neue nicht mittragen können, fortwirken dürfen. Das Überleben einer Gemeinschaft im Reformstau setzt auch voraus, dass die überlebten Ideen nie ganz beseitigt werden, sondern noch eine gewisse Zeit im Geheimen ihre praktische und theoretische Bedeutung behalten. Andernfalls würden die Gegner der Reformen aus der Gemeinschaft verdrängt. Reformen bewegen sich also immer auf einem schmalen Grad.

Für diesen Trennungs- und Neuschöpfungsprozess gibt es keine mathematischen Formeln. Der Erfolg hängt davon ab, dass alle Gemeinschaftler zusammen aufräumen und den Gesellschaftsvertrag auf der Grundlage der unverzichtbaren Kerninhalte neu bewerten. Diese Arbeit nimmt uns Gott auch in unserer Kirche nicht ab. Er ist kein Souffleur oder Einpeitscher, denn jedes Dreinreden bei der Bewältigung unserer ureigensten Aufgaben wäre in seinen Augen freiheitsbeschränkend. Die Debatte, die konstruktiv, aber nicht leichtfertig geführt werden darf und die Werthaltigkeit aller lieb gewordenen Traditionen und Tabus überprüfen sollte, ist unsere ureigenste Sache. Je mehr Tand wir dem Papierkorb zuführen, umso leichter wird uns bewusst werden, wie viele Klamotten wir umsonst aufgehoben haben.

2. Wir wissen längst, dass die kath. Priesterkirche nicht bereit ist, sich mit einem theologischen „Substrat“, wie sie den theologischen Hintergrund des individuellen Christseins abwertend nennt, zufriedenzugeben. Ginge es nach der offiziellen Kirche, dürfte sich der liebe Gott beim Einzelnen nur über die Amtsleitung des zuständigen Ordinariats „durchklingeln“, um ihm den Befehl zum Handeln im Sinne der Amtskirche zu geben. Der amtskirchliche Nachrichtendienst ala NSA würde die Gott-Mensch-Beziehung „garantieren“.

Wer auf das Verhalten unseres Episkopats z. B. gegenüber Geschiedenen, Homosexuellen oder Frauenrechte schaut, wird feindselige Einstellungen und Handlungen gegenüber diesen Menschengruppen nicht ausschließen können. Sie werden in der Amtskirche als fremd, sündhaft oder krank empfunden und deswegen abgelehnt. Trotz gegenteiliger Beteuerungen besteht in der Priesterkirche derzeit keine echte Bereitschaft zur Revision. Sie redet um den Brei herum und verteidigt sich mit dem Argument, die Bibel erlaube die geforderten Reformen nicht. Doch geht es bei den Neuordnungsversuchen gerade nicht um einen Angriff auf den Kern der Offenbarung, der dem menschlichen Verfügungsrecht entzogen ist oder um die Ablösung der Klerikerherrschaft durch ein Laienregime, sondern um eine flexible Neubewertung der Offenbarung, welche die laufenden Entkoppelungsvorgänge stoppen soll. Dazu müssen wir die geltende Ordnung nicht einreißen, sondern überdenken und die Dinge in den aktuellen Zusammenhang stellen. Das monokausale Glaubensdiktat ist längst innerlich morsch, es bringt nichts mehr und lässt auch keine individuelle Selbstwertung mehr zu. Die Kirche wird, wenn sie diesen Weg weiter geht, alsbald kollabieren.

3. Beim Versuch, Reformen anzustoßen, verweist die offizielle Kirche darauf, die zu lernende Lektion sei für Laienchristen so kompliziert, dass selbst wissenschaftliche und institutionelle Theologen Schwierigkeiten haben, die Zusammenhänge zu verstehen und sie in eine plausible Ordnung zu bringen. Laienmitsprache würde den Kern der Botschaft verwässern und Spiritualität sei nur dann brauchbar, wenn sie der kirchlichen Lehre folge. An dieser Angsthaltung ist vor dem geschichtlichen Hintergrund einiges verständlich.

Schon die Textfülle der göttlichen Selbstoffenbarung ist unüberschaubar, die Sprache antiquiert, viele Sätze für ein sofortiges Verständnis zu kompliziert, weil sie sich auf die heutigen Lebensverhältnisse gar nicht mehr anwenden lassen. Die Autoren der Bibel widersprechen sich oft inhaltlich und formal, einzelne Synoptiker stellen maßgebliche Ereignisse unterschiedlich dar. Sie lassen immer wieder einzelne, anderswo erwähnte Ereignisse, weg oder erwähnen sie nur in anderen Zusammenhängen. Es wimmelt von dramatisierten Fällen, Rechtfertigung von Gewalt (im Alten Testament) und Leid, Geboten und Verboten, kasuistisch bestimmten Einzelereignissen, ohne dass gesagt wird, ob daraus generalisierende Folgerungen geschlossen werden dürfen oder nicht. Es fehlt ein logisches Aufbauprinzip, das zwischen allgemeingültigen Regeln und der Besonderheit des Einzelfalles unterscheidet oder aussagt, welche Lösung gelten soll, wenn unterschiedliche konkurrierende Fallgestaltungen möglich sind. Die Verstehensmechanismen für die Offenbarung sind der breiten Christenheit weitgehend unbekannt.

Aber hat diese babylonische Verwirrung ihren Sinn nicht einheitlichen darin, einen Spezialistenglauben ohne Sensus fidelium zu verhindern? Haben Gott und die Autoren der Bibel es wirklich darauf angelegt, eine alternativlose Primäretik einzufordern? Wurden die Texte nur für die Ordonanzen geschrieben, damit sie nach unten weiter befohlen werden sollten? Wollte Gott die Welt der Antike unverändert erhalten und ihr eine kontinuierliche Entwicklung verweigern? Oder war es nicht so, dass die literarische und

semantische Sprachverwirrung der Bibel (die ja nicht zu leugnen ist) der göttlichen Selbstoffenbarung von ihrem Normzweck her als eine Kunst und Technik der fortwährenden Sinnesanregung für alle gedacht war, die nie ans Ende ihrer Entwicklung kommen sollte?

Die persönliche Selbstoffenbarung Gottes gegenüber dem Einzelnen erlaubt ihm viele Schleichwege um die offizielle Kirche herum, um dort private Türen und Verständnis zu öffnen. Gott kann die von der Kirche entfachte dogmatische Gottesfurcht in der Ich-Du-Beziehung doch nur dadurch umgehen, dass er unmittelbar an den Einzelnen herantritt. Er lässt sich von der Kirche nicht überwachen. Deswegen hat er seine Frohbotschaft in einem Zwei-Säulen-Modell nicht nur an die offizielle Kirche, sondern auch an jeden Einzelnen gerichtet. Zwei Konsequenzen können wir daraus ziehen: einmal, dass der Glaube als individuelle Gott-Mensch-Beziehung wesentlich für den kollektiven Glauben der Kirche ist, dass er erlernbar ist und eingeübt werden muss. Zweitens bleibt es möglich, dass der Einzelne Gott mehr Glauben schenkt als seiner Kirche. Das auf persönlichem Vertrauen in Gott beruhende Christsein hat u. U. einen höheren Stellenwert als der starre Nachvollzug und der abzuleistende Glaubensgehorsam gegenüber kirchlichen Regeln.

IV. Heraushalten hilft nicht weiter. Die Bedeutung der Gewissensentscheidung.

1. Wir entkommen der angstbesetzten Bevormundung der Priesterkirche nicht ohne Gegenwehr. Ihr monastisches Glaubenskorsett duldet keine Sonderwege. Wer nicht pariert, ist ein Störenfried und wird in der Ecke der Querulanten kaltgestellt. Unter diesem Verordnungsdruck haben jüngst viele der Kirche den Rücken gekehrt. Der Verlust schmerzt nicht nur die Kirche statistisch, sondern alle Betroffenen tagtäglich und ruft unser Gewissen auf den Plan. Der kath. Kirchenkessel steht mächtig unter Druck, weil die in- und externen Transferlinien nicht mehr funktionieren und sich die Kirche aus der Weltentwicklung längst verabschiedet hat. Weder sind die Christen noch untereinander vertraut, noch trauen sie der totalitären Priesterkirche über den Weg. Nur ein radikaler Zentralismus schützt den Kirchentopf vor dem Zerbersten. Die „Doorsteps“ (das ist der journalistische Fachausdruck für Kurzsätze, die Prominente und Pressesprecher vor Konferenzen im VIP-Bereich abgeben, um die Erwartungen im eigenen Interesse zu lenken) der Domherren entsprechen in ihrer Qualität den politischen Statements, die wir über die Medien täglich präsentiert bekommen. Sie dienen nur dazu, keine Handbreit im Ringen um taktische Vorteile nachgeben zu müssen. Mit diesen Pseudowahrheiten können die Menschen nichts anfangen und deswegen klafft in den Beziehungen der Amtskirche zum Gottesvolk und zur bürgerlichen Gesellschaft eine riesige Lücke. Der Ruf nach religiösem Ungehorsam ist überall zu hören. An die Stelle der Geschwisterlichkeit sind innerkirchlich ausschließlich die dritte Person und der Konjunktiv getreten. Das schafft Verunsicherung und Gewissensbisse, aber auch Gleichgültigkeit. Längst hält sich doch niemand mehr an die Empfängnisverhütungsregeln unserer Kirche, die römische Lehre ist längst zu einer Plattitüde verkommen. 80% aller Katholiken weltweit sind für das Zusammenleben ohne Trauschein, nur 21% suchen in Eheproblemen aber Rat bei der Kirche. 90% sprechen sich für die Beibehaltung der Ehe aus, die Strafmoral der Kirche gegenüber den in Zweitehe lebenden Geschiedenen wird aber von 80% der Befürworter abgelehnt. Die Statistik zeigt den Widerspruch zwischen der Priester- und Laienkirche auf. Die Kirche lehrt die umfassende Vergebung der Sünde durch Gott und lehnt die Lossprechung in selbst ausgesuchten Fällen ab. Sie stellt sich über Gott und verschweigt dies lügenhaft.

2. Das schlechte Gewissen vieler Katholiken, die sich nicht einfach mit dem Verlust abfinden wollen, fordert uns zur Aufmüpfung auf, weil wir wegen unserer ständigen Abweichungen von der offiziellen Linie mit dem Vorwurf bedroht werden, wir würden damit gegen den göttlichen Willen verstoßen und damit dem Verlust des ewigen Lebens verfallen. Ob unsere Einwände „angemessen“ sind oder unsere Anliegen der Billigkeit entsprechen, wird in der Priesterkirche erst gar nicht ernsthaft angedacht. Die Tatsache, dass wir in unserem Christsein ständig willkürlich gesetzte Grenzen überschreiten müssen, fordert unser Gewissen heraus; wir können nicht ständig einem unerfüllbaren Gesetz folgen, das Buchstabentreue verlangt, ohne den Normzweck zu erklären.

Das Gewissen als Regulationsmechanismus ist uns nicht einfach gegeben, es hängt am Faden der Offenbarung und der eigenen Verantwortung und muss sorgsam geweckt und geprüft werden. Es ist das geschöpfliche Gegengewicht zum unmoralischen Gruppendruck und berücksichtigt immer auch die eigene Fehlbarkeit. Luthers Definition: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir.“ ist wohl die letztgültige Formulierung für eine ausweglose Situation, die nur durch einen Schlussstrich beendet werden kann. Nur das Gewissen ermöglicht uns als letzte Instanz eine legitime Distanzierung von der Kirche ohne einen Bruch mit Gott. Es zeigt unser ganz persönliches sittliches Bewusstsein, wägt den Wert oder Unwert unseres Verhaltens, gibt uns die Fähigkeit der moralischen Selbstbeurteilung und die Freiheit, in einer bestimmten Lage für uns bindend sich gegen die geltende Ordnung zu entscheiden.

Gott selbst in der Gewissensnot zu befragen, hilft nicht unmittelbar. Er ist uns in seiner Transzendenz noch ferner als die Kirche. Wir kennen ihn nicht, haben von ihm nur einen Namen, sind nicht sicher, ob es ihn überhaupt gibt. Die menschliche Erfahrung und Logik sagt uns, dass es kosmische Seinskräfte geben muss, welche unser Dasein bewegen. Doch wir verstehen weder die wissenschaftlichen noch die philosophischen Zusammenhänge. Irgendwie sind wir in unserer Glaubensangefochtenheit immer dabei, an unserem Weltverständnis herum zuschrauben, es unter die Lupe zu nehmen und es uns so dienstbar zu machen. Die Welt scheint sich von selbst in einem offenen System zu organisieren und doch vermuten wir dahinter eine höchste Seinskraft, welche in diesem Prinzip in die richtige Richtung festlegt.

Gewissensentscheidungen sind Notlösungen. Dazu erfahren wir aus der Offenbarung, dass wir Art und Umfang unseres Vorgehens und unsere Schlussfolgerungen selbstverantwortlich treffen und in einem individuellen Konzept zusammenführen müssen. Versagen wir, bleiben wir vor den Menschen als Gezeichnete zurück, ohne zu wissen, wie es weitergeht. Gelegentlich sehen wir feste Ge- oder Verbote, von denen wir nicht wissen, ob sie noch alltagstauglich sind und als Generalklauseln (mit oder ohne zulässige Ausnahmen) verstanden werden dürfen oder nur für den konkreten Fall gelten sollen. Insgesamt bleibt für uns die hinter der Offenbarung stehende konkrete Ordnung aber widersprüchlich und unbegreiflich. Das didaktische Gefüge der Bibel ist verwirrend, aber man kann es auch als Geschenk betrachten. Aus ihrer offensichtlichen Unschärferelation dürfen wir wohl schließen, dass Gott Rückstoßwirkungen beim Umgang mit ihr einkalkuliert hat. Gerade weil Gott sich als nur unzureichend und unscharf äußert, öffnet er religiöse Horizonte. Wir sind aufgefordert, Regelungslücken durch eigene Schlussfolgerungen verantwortlich aufzufüllen und Zweifelsfragen situationsbedingt zu beantworten. Im Falle einer falschen Entscheidung fallen wir auch nicht automatisch in Ungnade, er nimmt uns das Interpretationsrisiko ab. So gesehen ist die Bibel ein Diplom für jeden Einzelnen mit dem Mandat, sein Leben freiheitlich unter Beachtung der Kernprinzipien der göttlichen Offenbarung zu gestalten, auch wenn sich die Kirche gegen ihn stellt.

V. Gott wirkt nicht nur im Wort der Offenbarung, sondern auch im Zeitgeschehen.

Die „Zeit“ als Phänomen der schöpferischen Zerstörung.

1. In unseren Überlegungen haben wir bisher fast ausschließlich von der Eigenrevision gesprochen. Wir haben dabei so getan, als sei es allein in der menschlichen Kompetenz, Ordnung in das Glaubensgeschehen zu bringen. Wir selbst wollten entscheiden, was wir vom Glauben und der Kirche behalten, entrümpeln und loslassen dürfen, ohne mit dem göttlichen Bundesgesetz in Konflikt zu geraten. Dieses Bemühen um Ordnungskompetenzen beruht aber auf einem Teilirrtum. Denn bei näherem Hinschauen sehen wir, dass unserer Aktionsbereitschaft durchaus Grenzen gesetzt sind, dass aber auf einer dritten Achse (neben der individuellen Gott-Mensch-Beziehung und dem Sensus fidelium) Veränderungen laufen, denen wir bisher noch keine Bedeutung beigemessen haben. Um diese These zu verdeutlichen, müssen wir uns mit dem Begriff der „Zeit“ (im Kontinuum von Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft) und ihrer generellen Bedeutung für menschliche Ordnungen auseinandersetzen.

Die „Zeit“ ist ein unabhängiger Ordnungs- und Gestaltungsfaktor, der nicht unserer Verfügbarkeit unterliegt. Wenn wir nicht selbst Ordnung schaffen, tut dies irgendwann die Zeit für uns. Wir können zwar in engem Rahmen planen, was wir wann tun, ob wir im vorgesehenen Zeitpunkt dann tatsächlich fähig sind, zu handeln, bleibt offen. Die eigentlichen Operationen werden in einem stillen Prozess anderswo erledigt. Viele Funktionen unseres Daseins neutralisieren sich irgendwann von selbst, um den Sinn unseres Lebens für einen neuen Gebrauch zu öffnen. Die Zeit ist uns als Geheimnis gegeben, wir müssen einerseits selbst entscheiden, was wir mit ihr anfangen wollen und unterliegen andererseits den Mechanismen der Zeitgenossenschaft, die uns zwingen, neue Lebensformen anzunehmen. Wir haben Zeit entweder im Überfluss oder im Mangel. Manchmal meinen wir, Gott sei nur zeitweise auf der Welt und kümmerge sich sonst (Auschwitz) nie um sie. Kosmische Aufgabe der Zeit ist es, eine angemessene Ordnung und einen generellen Lebensschutz sicherzustellen. Im Kosmos der Zeit findet unser Leben statt, auf der Zeitschiene verändert sich die Welt fortlaufend und wir mit ihr. Sie enthält ein gewaltiges Veränderungspotenzial und Seinskräfte, auf die wir nur bedingt Einfluss nehmen können. Die Vergangenheit bewirkt in uns Erinnerung, die Zukunft Erwartungen, in der jeweiligen Gegenwart müssen wir unsere Aufgaben erledigen. Was sich ändert und ob etwas rechtzeitig eintritt oder nicht, ist unseren persönlichen Kräften unzugänglich. Jede augenblicklich entstandene Struktur hat bereits das Merkmal des Verfalls in sich, ohne dass wir wissen, wann dieser eintritt.

Durch den Zeitenlauf verschieben sich unbemerkt geltende Maßstäbe, denn die Zeit als Ordnungsprinzip ist Bestandteil der Schöpfung, sie verändert unsere Grundordnung, ob wir das wollen oder nicht. Die von der Zeit insgeheim bewirkten Veränderungen werden aber nicht sofort sichtbar. Wir können sie nur begreifen, wenn wir die Zeit als Regulierungsmechanismus anerkennen. Salz oder Zucker schmelzen z. B. bei Normaltemperatur in Wasser. Zwei Elemente vereinigen sich in einer Lösung, ohne dass auch nur eines wirkungslos würde. Als süßes oder Salzwasser erfüllen sie immer noch eine ähnliche Funktion wie vor der Vermengung. Gleiches gilt für einen Stein oder jedes Sandkorn, das sich vom Felsen trennt und abstürzt. Sie machen oben den Weg für einen neuen Wasserlauf frei, den sie unten am neuen Standort in anderer Ordnungsfunktion wieder einbremsen.

Die Doppelgesichtigkeit der Zeit, die wir fast immer als Zerstörung empfinden, in der Realität aber auch einen neuen Schöpfungsakt in sich birgt, ist das Hauptmerkmal der Zeit, der Evolution und der Geschichte, denen wir alle zwingend unterworfen sind. Der Normalzustand ist nicht, dass wir die Zeit verändern, sondern die Zeit uns.

In diesem Widerspruch zeigt sich die zerstörerische, ja rartig anmutende und gleichzeitig schöpferische Wirkung der Zeit auf alle Lebensumstände. Man sieht nicht, was sie selbst mit uns vorhat und sorgt trotzdem für Realitätsveränderung, die es ermöglicht, die Botschaft der Offenbarung einem neuen Gebrauch zu öffnen. Was wir nicht selber aufräumen, macht eines schönen Tages der Zeitmechanismus. Er verändert zwar die Lebensordnung, nicht aber ihren Gesamtwert, weil die verschobenen Potenziale an neuer Stelle eine neue Aufgabe übernehmen. Wer daher den Ordnungsbegriff in unserem Leben streng statisch versteht, riskiert, dass die überholte Komponente weder an alter noch an neuer Stelle ordnend wirken kann. Er sägt am eigenen Ast. Im Raster der Zeit werden überholte Standpunkte aufsaugt und gleichzeitig unter optimierten Bedingungen an neuer Stelle der Zukunft neue Impulse gegeben. Die Verschiebung der Maßstäbe durch die Zeit gilt auch für den Glaubensakt. Wenn er sich nicht erneuern kann, geht er unter.

2. Über die Zeitenläufe verfügt Gott allein. Er lässt sich in seinen Neuordnungsbemühungen notorisch (auch von der Amtskirche) nicht über die Schulter schauen oder dreinreden. Er misst präzise und grundlegend aus, was geändert werden muss und leitet es in die Wege, wenn wir nicht selbst auf den Trichter kommen. Keiner kann seine korrigierenden Zeitwirkungen verändern und sich der gottgewollten Ordnungsänderung entgegenstellen. Wer dennoch versucht, der Zeitenwende durch Beharrung auf der alten Ordnung ein Schnippchen zu schlagen, wird immer eine Niederlage einstecken. Die Zeit und ihre Seinskräfte im Glaubensgeschehen lassen sich nicht einkapseln.

3. Natürlich bewirkt die so von Gott dynamisierte Zeitengenossenschaft bestimmte Unschärferelationen und Verfremdungseffekte, sowohl im individuellen Glauben als auch in der Religion und der Kirchenordnung. Niemand weiß im Zeitpunkt des Wechsels, ob die neue formierte Ordnung verfassungskonform ist und sich bewähren wird. Diese Ungewissheiten gehören aber zwingend zum Wesen einer gefügten Ordnung, denn sie relativieren zwar die Erzählweise alter Tage, verändern aber die Ordnung als Ganzes nicht. Aber aufhalten können wir die ständige Zeitenwende sowieso nicht.

Damit sind wir endlich beim Begriff des „Dogmas“ (das als allgemeinverbindliche Aussage von Papst und Bischöfen den Anspruch der absoluten Gültigkeit und Wahrheit für alle Zeit erhebt) und seinem Absolutheitsanspruch angelangt. Unter dem Begriff verbirgt sich in einem Wort die Erklärung für die zunehmende Kirchenverdrossenheit. Die Priesterkirche erklärt ihre Ordnung für unveränderbar, predigt den Vorrang ihrer Lehre vor dem individuellen Glauben und dem Sensus fidelium und stellt sich so gegen den dynamischen Wechsel von Glaubensüberzeugungen durch die Seinskräfte der Zeit. Das Dogma als Maß aller Dinge ist eine Perversion der göttlichen Ordnungsmacht und stellt die Souveränität Gottes im Glaubensgeschehen infrage, ohne ein taugliches Werkzeug für den Beweis des Gegenteils in der Hand zu haben. Es ist verantwortlich für den gelebten und theoretischen Atheismus, denn niemand hält sich mehr daran. Die Grabrede für das Dogma ist längst geschrieben, denn nur noch ganz wenige bekennen sich mit den Lippen zu ihm. Alle gut gemeinten Wiederbelebungsversuche werden im Sand verlaufen.

Zwei Schlussfolgerungen lassen sich für unsere Betrachtungen ziehen: Die Priesterkirche alter Prägung befindet sich im Zustand der Selbstaflösung. Sie und wir als ihre Mitglieder sind vom Verlust unserer religiösen Identität bedroht. Wir finden keinen Weg, dem Zeitverschleiß im Glauben Einhalt zu gebieten, weil sie sich der Episkopat jeglicher Veränderung der kirchlichen Ordnung widersetzt. Er setzt auf die Kampfmittel Tradition, des Paternalismus und Dogmatismus und kämpft dabei an der falschen Front.

Auf der anderen Seite hat sich in und außerhalb der Kirche ein Pool von christlich geprägten Menschen gebildet, der die Gründe für den kirchlichen Niedergang kennt und bereit ist, an einer neuen kirchlichen Grundordnung mitzuarbeiten. Auch die Überzeugungen jener, welche die Kirche verlassen, verschwinden ja nicht (mir nichts – dir nichts) im Weltgeläuf. Sie werden nicht automatisch Atheisten und sie verharren nicht in schizophrener Starre, bleiben ihren christlichen Grundprägungen meist treu. Alle (auch die Mehrheit in der Priesterschaft) sehnen sich nach einer runderneuterten Kirche und empfinden ihren gegenwärtigen Zustand als bedrohlich.

Diesen Tatbestand der Reformunfähigkeit festzustellen und weiter in ihm zu verharren, ist aber kein Lösungsansatz. Die Kirche braucht einen neuen Standort, um sich zu regenerieren. Der Weg aus der Wüste ist nicht leicht zu finden, aber es gibt ihn. Als Menschen der Postmoderne haben wir gelernt, gewachsene politische und religiöse Ordnungen infrage zu stellen, uns aus der Zwangsjacke der ordinierten Glaubenshaltungen loszulösen, selbstständig zu orientieren und so Entwicklungen anzustoßen, die der konservativen Gegenreformation standhalten können. Wenn auch nur sehr langsam, sind wir heute in der Lage, das politische und religiöse Leben so einzurichten, dass die hergebrachten Ordnungen allmählich ihre absolute Gültigkeit verlieren und durch die Grundordnungen einer Wir-Gemeinschaft ersetzt werden. Wir sind heute längst nicht mehr die opportunistischen Mitläufer, sondern haben uns selbstbewusst Standfestigkeit unter unserem eigenen Boden verschafft. Das Gottesvolk steht bereit, den Weg aus der Krise unter Gottes Führung zu gehen. Wir haben das Zeug, zu Handlungsträgern in einem neuen Glaubens- und Kirchengeschehen zu werden.

VI. Gott schaut auf den Einzelnen, nicht auf das Prinzip:

Wie will Gott, dass wir glauben?

Ist unsere Lage nicht trotzdem hoffnungslos? Man möchte wohl gerne mit Ja antworten. Wollen wir doch selbst noch von der Wir-Kirche profitieren und nicht auf den Nimmerleinstag warten. Wir haben außerhalb unserer Kritik, wie die Geschichte des II. Vatikan Konzils zeigt, keine Waffen, den Reformwiderstand der Priesterkirche zu überwinden. Seit Goethe hat sich da nichts geändert. Dr. Faust hat seinen Kampf um Glaubensautonomie verloren. Sein Projekt, den „Glauben handbar“ zu machen und mit der Freiheit der Selbstwerdung zu bestücken, ging daneben. Als Zeitgenosse der Aufklärung sah er für sich keinen Horizont, die notwendige religiöse Vertrautheit mit der christlichen Botschaft in sich zu verwirklichen. Und so stehen er und Gretchen (und auch wir) am Ende entzaubert da. Gretchen als wortlautgläubige Kindsmörderin. Faust wird, als er zum Gift greifen will, von Engeln mit einem Spottlied verlacht und resigniert. Gott erscheint ihm als unerforschlich und mit menschlichen Begriffen nicht zu erfassen.

Das ist, grob skizziert, wohl auch der religiöse Erfahrungshintergrund vieler moderner Zeitgenossen. Wir mühen uns mit erheblichen Anstrengungen um den rechten Glauben und sind trotzdem nicht in der Lage, uns Gottes Botschaft ganz zu eigen zu machen, weil sie falsch erzählt wird. Die kirchliche Bevormundung hindert uns, uns auf die göttliche Vertrautheit einzulassen und deswegen bleibt Gottes Botschaft oft unscharf und dunkel und ohne Überzeugungskraft.

Ist diese Kultur der Skepsis aber wirklich Gottes letztes Wort? Es bedarf nochmals einer großer Anstrengungen, eine letzte, aber entscheidende Schlussfolgerung zu verstehen, die noch zu ziehen ist. Es geht um die Frage, ob wir nicht einem grundlegenden Irrtum erliegen, wenn wir Gott immer wieder magisch unterschieben, er stelle uns und der Welt die Gretchenfrage täglich neu, um uns ultimativ in sein Moralkorsett zu zwingen. Macht

er wirklich sein Gesamturteil über unser Dasein vom (möglicherweise unverschuldeten) Versagen abhängig? Verurteilt er uns wirklich, wenn wir begründete Zweifel an seiner Präsenz hegen und keine schlüssige Antwort parat haben? Dann wäre Gott ein schlechter Pädagoge, weil er seinen Kindern Fragen stellt, auf die es keine gültigen Antworten gibt.

Aber Gott ist m. E. anders. Wir schreiben ihm zu Recht Eigenschaften wie väterliche Zuneigung, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zu, preisen seine individuelle Lebensgemeinschaft mit uns, die uns Selbstvergewisserung ermöglicht und die Freiheit, uns gegen die ungerechten Zwänge zur Wehr zu setzen. Aus dieser geschenkten verfassungsrechtlichen Institutsgarantie heraus dürfen wir dann aber auch unseren Anspruch auf eine straffreie Zeit des Erwachsenwerdens ohne Sklavenstatus ableiten. Gott kann von seinem Wesen her ohne konkrete Ausformung seiner Absichten einerseits nicht Freiheit der Selbstwerdung schenken und uns gleichzeitig mit dem Verlust des ewigen Lebens bedrohen, wenn wir bei unseren Versuchen versagen. Wir müssen die Offenbarung Gottes als Chance zur Selbstwerdung begreifen. Natürlich will er nicht, dass wir in die unverfügbaren Dinge des Menschseins eingreifen. Aber gerade um diese Gradwanderung und um den richtigen Weg zu ihm bemühen wir uns doch ständig, wenn auch mit wechselndem Erfolg. Unsere Zweifel und Deutungsschwächen, die Lücken, Haken und Ösen seiner Botschaft und unser Unvermögen, sie richtig anzuwenden, sind ihm bekannt. Wollte er uns menschliche Gerechtigkeit zukommen lassen, müsste er gegen mich wie ein irdischer Richter polizeilich ermitteln, Fakten und Beweise sammeln, rechtsstaatlich Anklage erheben, die Einzelergebnisse unter einer Norm subsumieren und dann endlich Recht sprechen. Dieser Rachegott und sein Herrschaftsgedanke sind der Bibel fremd. Also kann der von Gott von jedem Einzelnen gewünschte Glaubensakt nicht allein um die kleinliche Erfüllung eines unscharfen Normenkatalogs bis hin zum letzten Jota gehen, sondern eher um eine Grundhaltung, die sich in der Zusammenschau mit seinen Normenvorstellungen in Übereinstimmung bringen lässt. Mehr ist für uns Menschen in unserer geschöpflichen Unzulänglichkeit nicht drin.

In künstlerischer unübertroffener Weise hat diese Theologie der individuellen Schuldbefreiung Johann Baptist Zimmermann in seinem Deckenfresko der Steingadener Wieskirche dargestellt. Irdisches Versagen und der umfassende Herrschaftsanspruch Gottes spielen dort bei seiner Darstellung des Jüngsten Gerichts keine Rolle mehr. Der Richterstuhl Gottes vor dem Tor zur Ewigkeit ist unbesetzt. Während der auferstandene Jesus auf dem Regenbogen bei den vorbei pilgernden Menschen Folterwerkzeuge (als Symbole menschlichen Versagens) einsammelt, kann jeder Einzelne unbeschwert am leeren Richterstuhl vorbei in die Ewigkeit eintreten. Nicht ein Einziger wartet vor dem Richterstuhl auf seinen Prozess, alle feiern die Genealogie der göttlichen Verzeihung. Rang und Stand spielen keine Rolle mehr. Auch Rembrandts „Die Rückkehr des verlorenen Sohnes“ bestätigt diese Theologie der unmittelbaren Verzeihung durch Gott. Der blinde Vater tastet sich an den verlorenen Sohn (gegen den Widerstand seines gesamten Hausstandes) heran, schließt ihn in die offenen Arme und empfängt ihn zuhause ohne jeden Vorbehalt. Die Kirche im Hintergrund kümmert ihn nicht.

Daraus sollten wir jetzt endgültige Lehren zu ziehen: Wir müssen unser Christsein neu als Chance zur Selbstwerdung und als Beginn einer wunderbaren Gottesfreundschaft begreifen und als Abkehr von der Befehls- und Gehorsamstheologie der Priesterkirche. Wenn durch unsere abweichende Rede unser Verhältnis zur Kirche angespannt wird, bleibt der entstehende Schaden neben unserer Depression gering, denn nicht die Kirche verzeiht, sondern Gott. Wenn wir unser Gewissen ernsthaft geprüft haben, bleibt das Lehramt für unser Nachtdschicksal eher bedeutungslos, weil Gott direkt auf den Einzelnen schaut und über dem Prinzip steht.
